



Alloma Gilbert mit Corinne Sweet

Erlöse mich von dem Bösen

Ein junges Mädchen in
den Fängen einer
sadistischen Mutter

Weltbild

Erlöse mich von dem Bösen

Über die Autorin

Alloma Gilbert verließ ihre brutale Pflegemutter mit siebzehn Jahren. Doch sie brauchte Jahre, um sich endlich wirklich von ihr freizukämpfen. Trotzdem gelang es Alloma, sich ein neues Leben aufzubauen. Sie machte eine Ausbildung zur Tierarzhelferin und lebt heute mit ihrem Partner und ihrer Tochter in Bristol.

Alloma Gilbert
mit Corinne Sweet

Erlöse mich von dem Bösen

Ein junges Mädchen in den Fängen
einer sadistischen Mutter

Aus dem Englischen von
Ralph Sander

Weltbild



Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln für
Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:

Copyright © Alloma Gilbert, 2008

Titel der britischen Originalausgabe: »Deliver Me From Evil«

Die Originalausgabe erschien erstmals 2008 im Verlag Pan Books, einem
Imprint von Pan Macmillan, Macmillan Publishers International Limited

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: © iStockphoto

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5115-0

2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für meine wunderschöne Tochter

Vorbemerkung der Autorin

Im März 2007 musste ich vor Gericht gegen Eunice Spry aussagen und damit zum ersten Mal öffentlich über die schrecklichen Misshandlungen reden, denen sie mich ausgesetzt hatte. Auf Anweisung des Gerichts sollte meine Identität geheim gehalten werden, weshalb ich den Namen *Kind B* erhielt.

Auf meine eigene Entscheidung hin verzichte ich inzwischen auf diese Anonymität und schreibe unter meinem richtigen Namen. Natürlich habe ich nicht die Absicht, den anderen wehzutun, die als Kinder so unter Eunice Spry gelitten haben wie ich. Deshalb verwende ich in diesem Buch nicht ihre wahren Namen. Auch wenn ich meine Geschichte nicht erzählen könnte, ohne auch auf deren Geschichte zumindest zum Teil einzugehen, habe ich mich immer darum bemüht, nicht mehr Informationen preiszugeben als die, die schon vor Gericht zur Sprache gekommen sind.

Tatsächlich war es aber so, dass ich erst durch die Aussagen der anderen Dinge erfahren habe, von denen ich bis dahin nichts gewusst hatte. Eunice hatte wirklich ihr Bestes gegeben, uns so voneinander getrennt zu halten. Obwohl wir eigentlich alle immer zusammen waren, haben wir nicht alles geteilt. Deshalb ist dieses Buch auch die Geschichte meiner Kindheit, die Erfahrungen der anderen können sich in Details von meinen unterscheiden.

Ich bin auf uns alle stolz, weil wir überlebt haben und weil wir es geschafft haben, ein neues Leben zu beginnen.

Wir haben zwar noch einen weiten Weg vor uns, aber ich bin davon überzeugt, dass wir letztlich mit unserer Vergangenheit abschließen können. Dieses Buch zu schreiben, war für mich ein wichtiger Schritt in Richtung Rückkehr zur Normalität. Eunice hat uns so viele Jahre lang so terrorisiert, dass wir alles schweigend erduldet haben, doch jetzt kann ich mir endlich Gehör verschaffen.

Zeit für die Wahrheit

Es liegt an ihren Augen. Ich ertrage es nicht, ihr in die Augen zu sehen. Ein abweisendes, totes Grau. Ein Blick, der sich bis tief in meine Seele bohrt. Ein Blick, der dafür sorgt, dass ich verloren bin. Ich weiß, ich werde nachgeben. Ich werde ihr jedes ihrer gehässigen Worte glauben, die sie mir entgegenspuckt und die mir mit jeder ihrer Anschuldigungen einen Stich ins Herz versetzt.

»Du bist elender Abschaum. Du bist das Kind des Teufels. Dir muss eine Lektion erteilt werden, die du niemals vergessen wirst.«

Ich habe aufgehört zu atmen. Hastig schnappe ich nach Luft, und dann nehme ich wieder alles um mich herum wahr. Ich sitze in einem glänzenden schwarzen Wagen, auf dessen Rückbank ich verzweifelt im Nichts zu verschwinden versuche. Er biegt auf den Avis-Kundenparkplatz ein.

Gott sei Dank sind die Scheiben schwarz getönt. Obwohl es auf dem Platz vor dem Autoverleiher düster ist, kann ich ein paar Leute wiedererkennen, von denen ich weiß, dass sie auf mich warten. Dann wird die Tür langsam geöffnet. Ich atmete erleichtert auf, als ein freundlich lächelndes Gesicht auftaucht. Es ist Detective Constable (DC) Victoria Martell, die zu mir nach hinten kommt, während ein Polizist vorne einsteigt.

Die DC trägt einen eleganten schwarzen Anzug und dazu passende Schuhe. Sie macht immer einen sehr geschäftsmäßigen Eindruck, aber gleichzeitig hat sie etwas Glamouröses an sich. Ein Hauch von Parfüm weht mir entgegen, als sie sich zu mir umdreht. Sie hat ein attraktives Gesicht, eingerahmt von langen dunklen Haaren. »Wie geht es Ihnen, Alloma?«, fragt sie mich und berührt ganz leicht meine Hand.

Ich bin so froh, dass sie da ist. Sofort kann ich wieder ruhiger und gleichmäßiger atmen. Ich muss schlucken und versuche zu antworten, aber mir will kein Wort über die Lippen kommen. Meine Zunge fühlt sich wie ein riesiger Schwamm an, mir dreht sich der Magen um. Nach einer unruhigen, von Albträumen geplagten Nacht war ich morgens aufgewacht und hatte nicht mal mein Frühstück runterkriegen können. Jetzt rumort mein Magen, aber nicht etwa, weil ich Hunger hätte. Mir ist einfach übel, und gleichzeitig fühle ich mich leer.

Um mich abzulenken, spiele ich mit meiner hübschen Perlenhalskette. Panik beginnt sich in mir zu regen. Ich mag das Gefühl der bunten Glasperlen, wenn ich sie nervös zwischen meinen Fingern hin und her rolle. *Ich weiß nicht, ob ich das wirklich durchziehen kann.* Ich werfe DC Martell einen verstohlenen Blick zu, während der Motor schnurrend angelassen wird und wir hinausgleiten in den morgendlichen Berufsverkehr von Bristol. Sie macht einen sehr entschlossenen Eindruck, während ich am ganzen Leib zittere.

Rosa Blüten hängen dicht gedrängt an den Zweigen der Bäume, die Blätter leuchten in frischem Grün. Der Früh-

ling fängt in diesem Jahr früh an. Ich liebe es einfach mitanzusehen, wie die Natur wieder zu neuem Leben erwacht. Diese Jahreszeit fasziniert mich, und ich möchte jetzt nur zu gern im Garten hinter meinem Haus sitzen, um die frische Luft und die hübschen Frühlingsblumen genießen. Aber noch lieber halte ich meine wunderschöne kleine Tochter Ivy in meinen Armen und drehe mich mit ihr im Park immer wieder im Kreis. Oder ich höre ihr zu, wie sie begeistert kichert, wenn sie eine unserer sechs Katzen streichelt.

Ehrlich gesagt, wäre ich in diesem Moment lieber an jedem anderen Ort der Welt, anstatt zum Gericht gefahren zu werden, wo mich ein düsterer Tag erwartet.

»Sie sehen schick aus, Alloma, sehr elegant.« DC Martell lächelt mich aufmunternd an, während sich der Wagen Stück für Stück durch den Berufsverkehr bewegt. »Ich bin froh, dass Sie sich etwas Geld borgen konnten, um einkaufen zu gehen.«

Ich schaue auf meine Beine und auf die ungewohnte braune Hose, die ich heute an habe. Ich sehe die Ärmel meiner hellbraunen Jacke und die Manschetten meiner schneeweißen Bluse. Formale Kleidung, die so ganz anders ist als mein üblicher lässiger Stil aus Jeans und Glitzershirts. Das einzige Zugeständnis an mein »wahres Ich« sind die langen, funkelnden »Zigeuner«-Ohringe. Mein lockiges schwarzes Haar ist zu einem Pferdeschwanz gebändigt, ich spiele nervös mit dem Haarband. Ich versuche tiefer und ruhiger zu atmen, so wie man es mir beigebracht hatte, als ich mit Ivy in den Wehen lag. Dennoch kann ich einfach nicht still sitzen.

Auch wenn DC Martell neben mir sitzt und Ruhe ausstrahlt, kann ich mich immer noch gut an jene knorrigen Hände um meinen Hals erinnern, die mich am Reden hindern und mir das Leben nehmen wollten, nur um mir »eine Lektion zu erteilen«. Als ich mir vor Augen halte, dass meine Pflegemutter Eunice Spry – es sind ihre beängstigenden Hände – sich in Polizeigewahrsam befindet, kann ich mich endlich dazu durchringen, meine Stimme ertönen zu lassen, auch wenn sie ein bisschen kratzig und ausgedörrt klingt. »Danke, Victoria. Aber sind Sie sich wirklich sicher, dass da ein Sichtschirm sein wird?«

DC Martell sieht mich mit sanfter Miene an. »Ganz sicher, Alloma. Außerdem wird sie nach Ihnen reingebracht, also werden Sie ihr Gesicht nicht zu sehen bekommen. Versprochen.«

Ich nicke bedächtig und versuche, das alles zu erfassen. *O Gott, ich hoffe, Sie haben recht*, überlege ich. Denn wenn sie mich sehen kann, dann kann sie mich bezwingen. Sobald mich ihr Blick erfasst, werde ich wieder glauben, dass ich schlecht bin, schmutzig, böse. Es passiert auf der Stelle. Ich kann mich in ihrer Gegenwart nicht zusammenreißen.

Sobald sie sich irgendwo in der Nähe befindet, habe ich das Gefühl, dass ich ein ganz schrecklicher Mensch bin.

»Vergessen Sie nicht, dass ich das Geständnis auf Video mitgeschnitten habe, das Sie in meiner Gegenwart gemacht haben. Sie werden nicht wieder all diese grässlichen Details schildern müssen«, sagt die DC.

Wie könnte ich das vergessen? *Aber sie wird da sein*, geht es mir durch den Kopf. *Sie wird es wissen*.

Sie wird voller Hass in meine Richtung sehen. Durch den Schirm hindurch wird sie versuchen mich einzuschüchtern. Sie ist sehr gut darin. Und wenn sie mich reden hört, wird sie mich eine Lügnerin nennen und alles von sich weisen, was ich ihr vorwerfe. Eines ist sicher: Sie wird mir niemals verzeihen. Ich kann mir vorstellen, wie sich diese stahlharten Augen mir mit berechnender Boshaftigkeit zuwenden. So wie sie es mindestens schon tausendmal gemacht haben, als ich noch klein war. Ich merke, wie mir ein Schauer über den Rücken läuft.

»Fühlen Sie sich wirklich gut, Alloma? Sie sind kreidebleich.« DC Martell beugt sich zu mir vor. Mein Make-up kann noch so perfekt sitzen, trotzdem kann es meine Blässe offenbar nicht kaschieren. Ich habe solche Angst, dass ich nicht sprechen kann. Meine Stimme lässt mich oft im Stich, wenn ich mich fürchte. Das hat vor allem damit zu tun, dass ich die meiste Zeit unter Gewaltanwendung dazu gezwungen wurde, den Mund zu halten oder gar nicht erst mit Reden anzufangen.

Plötzlich biegen wir in eine Toreinfahrt ein und nähern uns dem Hintereingang eines Bauwerks im Regency-Stil: Bristol Crown Court, das Gerichtsgebäude. DC Martell hatte mir bereits davon erzählt, dass wir den Reportern und Fotografen aus dem Weg gehen müssen, die sich vor dem Gebäude versammelt haben. Dann drehte sich der Polizist, der vorn saß, zu mir um und erklärte mir, dass sie besonders vorsichtig sein müssen, weil mein Fall eine so große Sache ist. So groß wie der Fall Fred West im benachbarten Gloucester.

Das macht mir nur noch mehr Angst. *Ich bin nicht tot*, denke ich. *So schlimm ist es nicht gewesen.*

Niemand ist an der Art gestorben, wie Eunice uns behandelt hat – auch wenn wir oft gedacht haben, dass wir das nicht überleben werden.

Der Wagen hält an, die Tür wird geöffnet. DC Martell steigt aus und führt mich zu einer Gruppe von Beamten in Uniform. Als wir im Gebäude sind, werde ich von den Sicherheitsleuten abgetastet, weil meine Gürtelschnalle und die Ohrringe den Metalldetektor anspringen lassen. Ich bin sehr nervös, weil mein Kreuzverhör ansteht. Obwohl in meiner Aussage alles steht, was es zum Fall zu sagen gibt, habe ich Angst, dass ich irgendetwas vergesse oder vielleicht vor Angst tot umfalle.

Die schroffe Gerichtsmitarbeiterin sagt mir, ich dürfe mit niemandem über meine Aussage reden. Dann bringt sie mir eine Tasse Tee und ich bitte sie um Berge von Zucker. Ich brauche diese Energie, da ich heute noch nichts gegessen habe. Ich werde ohne eine Spur von Mitgefühl darauf hingewiesen, dass ich möglicherweise den ganzen Morgen warten muss, bis ich an der Reihe bin. Ehrlich gesagt, wäre es mir auch egal, wenn man mich nicht aufrufen würde. Ich fürchte mich davor, befragt zu werden und vor so vielen fremden und wichtig dreinblickenden Menschen reden zu müssen. Aber es gefällt mir auch nicht, in dieser winzigen Kammer sitzen und warten zu müssen, daher sollte es besser bald losgehen.

Nachdem ich so viele Jahre schweigend gelitten habe – ich war sechseinhalb, als ich zu Eunice kam –, werden ein paar Stunden mehr oder weniger auch nicht mehr viel ausmachen. Allerdings fühle ich mich so, als würde ich ganz oben am Rand einer Klippe stehen und in den Abgrund starren.

Es gibt kein Zurück mehr, und nach vorn gibt es nur einen Weg, den ich nehmen kann.

Ich weiß noch nicht, ob ich wirklich mutig genug bin, diesen Weg zu beschreiten. Hinzu kommt, dass ich jetzt mitten in diesem riesigen Gerichtsverfahren stecke und alles meiner Kontrolle entzogen worden ist. Ich kann einfach nur weitermachen, Ruhe bewahren und die Wahrheit sagen. So jedenfalls die Theorie. Das ist das, was mir von DC Martell und anderen gesagt wurde, die mir meine Geschichte glauben. Und dann sind da ja auch noch weitere Zeugen, insbesondere zwei junge Erwachsene, die genauso gelitten haben wie ich und die ebenfalls ihre Geschichte erzählen wollen. Das wirkliche Problem besteht in der Frage, ob andere Leute – in diesem Fall eine Jury aus zwölf Geschworenen – uns unsere ungewöhnliche Geschichte glauben werden oder nicht.

Als ich meine Aussage durchlese, fühle ich mich ausgesprochen traurig. Die Wortwahl hat etwas Kindliches, obwohl ich das alles erst mit neunzehn Jahren aufgeschrieben habe. Zum ersten Mal wird mir bei diesen Zeilen klar, wie naiv ich doch im Vergleich zu anderen Teenagern gewesen bin. Die Geschehnisse kommen mir jetzt vor, als wäre seitdem eine Ewigkeit vergangen. Ich sitze hier, gut angezogen, bin einundzwanzig und Mutter eines Kindes. Und ich soll in einem großen Prozess aussagen, als wäre ich eine ganz normale Erwachsene.

Die Tür geht auf. »Sie sind dran«, sagt die Gerichtsmitarbeiterin. Ich ziehe meine Jacke glatt und streiche mir über die Haare, während ich aufstehen will. Aber dann weigern mir meine Beine den Dienst, da sie weich wie Pud-

ding sind. Ein Gerichtsmitarbeiter hilft mir auf und bringt mich durch den Flur zum Aufzug, mit dem ich direkt in den Gerichtssaal gelange. Während sich der Lift in Bewegung setzt, spielen meine Finger mit der Halskette. Mein Herz schlägt so laut in meiner Brust, dass ich mir sicher bin, dass es jeder im Saal hören wird.

Der Lift hält an, die Türen öffnen sich. Ich hole noch einmal tief Luft. *Jetzt ist es so weit.*

»Bright Eyes«

Als kleines Mädchen wusste ich ganz genau, dass meine Eltern mich liebten. Diese Gewissheit ist das schönste Geschenk, das man einem Kind machen kann, und es ist etwas, das für die meisten von uns glücklicherweise eine Selbstverständlichkeit ist. Für mich nicht. Ich bin dankbar dafür, dass ich von meiner Mum und meinem Dad Wärme und Zuneigung erfahren habe. Ich bin für jede Umarmung, jeden Kuss und jedes freundliche Wort dankbar. Ich bin dankbar dafür, dass sie mich sechs Jahre lang vor jeglicher Angst behütet haben, denn ich weiß, was es bedeutet, wenn einem alles genommen und durch extreme Grausamkeit ersetzt wird. Ohne die Erinnerung daran, dass ich mal geliebt worden war, hätte ich die Zeit mit Eunice Spry vielleicht nicht überlebt.

Erst als ich damit begonnen habe, dieses Buch zu schreiben, ist mir bewusst geworden, wie es Eunice gelungen war, die vollständige Kontrolle über mein Leben zu erlangen. Ich blicke zurück auf all die vielen kleinen Augenblicke, in denen sie meiner Familie näher und näher gekommen war, und wünschte von ganzem Herzen, ich könnte in der Zeit zurückreisen und das alles ungeschehen machen. Ich bin mir sicher, dass es meinen Eltern ganz genauso ergeht. Denn wenn ich eines weiß, dann ist es die Tatsache, dass meine Eltern immer versucht haben, ihren

Kindern immer nur das Beste zu geben. Letztlich waren sie auch zu Opfern von Eunice geworden.

Geboren wurde ich am 12. Mai 1985 in Cheltenham, einer gemütlichen Kleinstadt im Südwesten Englands. Ich erhielt den Namen Alloma Lesley Gilbert – Alloma war ein Name aus einem der Lieblingsbücher meiner Mum über mythische Leute und über Elfen. Sie interessierte sich für alles, was mit Mythen zu tun hatte. Ihre Familie war von Roma-Abstammung und kam ursprünglich aus Irland. Man hat mir erzählt, dass sie eine Weile sogar in einer Zigeunerkarawane gelebt hatte. Das klingt jetzt sicher romantisch und aufregend, aber mit dem Leben, das meine Mum führen musste, hatte das nichts zu tun. Sie wuchs in Bolton, Lancashire, auf. Ihre Kindheit war von Gewalt geprägt, da sie immer wieder von ihrer Mutter geschlagen wurde. Als Teenager lief sie dann von zu Hause weg und verlor nach und nach den Kontakt zu jedem, den sie mal gekannt hatte. Ihre Mum ist längst tot, und von einem entfernt verwandten Cousin abgesehen habe ich nie irgendwen aus ihrer Familie kennengelernt. Der Rest lebt wohl in alle Winde verstreut. Eines Tages würde ich gern versuchen, sie alle aufzuspüren.

Mein Dad wuchs in geordneteren Verhältnissen auf, nämlich bei seinen Eltern in deren Bungalow, einer Sozialwohnung am Stadtrand von Cheltenham. Wie so viele andere Teenager auch machte er aber eine rebellische Phase durch und experimentierte sehr zum Missfallen seiner Eltern mit Drogen.

Mum und Dad waren beide fünfzehn, als sie sich Anfang der psychedelischen Siebziger in einem Londoner Club be-

gegneten und sich Hals über Kopf verliebten. Mum war richtig hübsch, dunkler Lockenkopf und blaue Augen. Sie war ausgesprochen künstlerisch veranlagt, ein Freigeist, auf der Suche nach einer Möglichkeit ein neues Leben fernab von den schmerzhaften Erfahrungen in ihrer Jugend zu beginnen.

Dad war ein attraktiver junger Mann mit dunklem Haar und braunen Augen, und er hatte auch was Wildes an sich. Ich schätze, bei ihrem Kennenlernen müssen sie sich wie Seelenverwandte gefühlt haben. Obwohl sie eigentlich noch sehr jung für eine Beziehung waren, ließen ihre Gefühle füreinander nicht nach, und es dauerte nicht lang, da nahm mein Dad meine Mum mit nach Cheltenham, damit sie bei ihm und seinen Eltern leben konnte.

Das ist der Moment, an dem ich ins Spiel komme. Bevor ich geboren wurde, brachte Mum eine Totgeburt zur Welt, was sie sehr schwer traf. Von da an vergingen fünf Jahre, ehe meine Mutter wieder schwanger wurde. Daher kann ich annehmen, dass ich gewollt war. Wir lebten alle weiter bei Nan im Bungalow, bis mein Großvater starb. Ich kann mich zwar nicht an ihn erinnern, aber er hat mir etwas Wichtiges hinterlassen: meinen Spitznamen. Wegen meiner leuchtenden Augen hatte er mir den Namen »Bright Eyes« gegeben, und seitdem nannte mich jeder so.

Mein erstes Lebensjahr war für meine Eltern eine ziemlich schwierige Zeit. Meine Mutter war nach meiner Geburt gesundheitlich sehr angeschlagen, außerdem mussten sich meine Eltern erst mal an die Verantwortung gewöhnen, die ein Neugeborenes mit sich brachte, das den ganzen Tag über gefüttert und umsorgt werden musste und zu

allem Überfluss ständig schrie. Der Tod meines Großvaters bedeutete für alle Erwachsenen um mich herum eine zusätzliche Belastung.

Als hätte das alles nicht schon genügt, war ich auch noch mit einem Loch im Gaumen zur Welt gekommen, das ziemlich weit hinten saß. Dadurch gelangte immer wieder Essen in meine Nase, und ich hatte Schwierigkeiten beim Schlucken. Zum Glück war ich nicht auch noch mit einer Hasenscharte zur Welt gekommen, was sehr oft in Verbindung mit einem Loch im Gaumen vorkommt. Trotzdem musste dieses Loch operiert werden, was geschah, als ich etwa achtzehn Monate alt war. An den Krankenhausaufenthalt kann ich mich nicht erinnern, aber der Eingriff muss sehr kompliziert gewesen sein, da ich gut einen Monat brauchte, um mich davon zu erholen.

Zur gleichen Zeit musste meine Mum wegen einer Operation an der Gallenblase ins Krankenhaus, und die Behörden waren offenbar der Ansicht, dass mein Dad und meine alte Nan nicht in der Lage waren, sich so um mich zu kümmern, wie es unter meinen Umständen erforderlich war. Vor allem, weil Mum sich auch noch von ihrer eigenen Operation erholen musste, beschloss der Sozialdienst von Gloucestershire, dass ich in eine Pflegefamilie gegeben werden müsse. Sie hatten auch schon eine Pflegemutter ins Auge gefasst, die für die Aufgabe wie geschaffen zu sein schien: Eunice Spry.

Wenn ich an meine Mum und meinen Dad zu dieser Zeit denke, dann ist das ein bisschen so wie Hänsel und Gretel mit Erwachsenen. Die beiden hatten sich im dunklen und beängstigenden Wald des Elterndaseins verirrt und

konnten den Weg nach Hause nicht mehr finden. Und dann tauchte da auf einmal Eunice auf, damals gerade mal zweiundvierzig Jahre alt, so ordentlich gekleidet, dass sie nett und seriös wirkt, Mutter von zwei Kindern, die mit einem Übermaß an gesundem Menschenverstand ausgestattet ist. Vielleicht machte ihr schnörkellose, religiöse Art – damals war sie überzeugte Zeugin Jehovas – sie nur noch umso sympathischer.

Eunice schien sich immer Zeit für Babys zu nehmen und sie gut zu behandeln, daher kann es durchaus sein, dass ich armes Würmchen mit dem Loch im Gaumen bei jenem schicksalhaften Treffen tatsächlich etwas in ihrem Herzen anrührte. Aber hätten meine Eltern zu der Zeit gewusst, was ihnen heute bekannt ist, dann hätten sie zweifellos ganz schnell die Tür zugeschlagen und verriegelt, um diese nur scheinbar fürsorgliche Frau nicht ins Haus zu lassen, die mir unvorstellbare Dinge antun sollte.

An meine erste Zeit bei Eunice Spry kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß, dass ich in ihr Haus in der 24 George Dowty Drive in Tewkesbury einzog, gut vierzig Autominuten von Cheltenham entfernt. Mit gut eineinhalb Jahren werde ich mich in jeder Hinsicht so verhalten haben wie alle anderen intelligenten Kinder in dem Alter. Meine Eltern und Nan versäumten, wie ich mich von meiner Operation erholte und wie ich meine ersten forschenden Schritte auf dem Weg zur Eigenständigkeit in dieser Welt unternahm.

Eunice hatte zwei Töchter, die zu der Zeit beide bei ihr lebten – die jüngere war sechzehn oder siebzehn, die ältere, Judith, Anfang zwanzig –, und sie war noch mit ihrem ers-

ten Mann verheiratet, der sie offenbar anhimmelte. Sie mussten auf alle wie eine nette, normale Familie gewirkt haben. Der Gloucestershire Sozialdienst hatte sogar zugestimmt, dass sie die kleine Charlotte noch als Baby adoptieren durfte. Sie war gerade drei, als ich zu ihnen kam.

Nach einem Monat wurde ich zu meinen Eltern zurückgebracht. Heute frage ich mich, was Eunice über unsere kleine Familie gedacht haben muss. Waren wir nur eine von vielen Familien, mit denen sie als Pflegemutter zu tun gehabt hatte? Oder hatte sie beim Anblick meiner erkennbar verletzlichen Eltern schon geahnt, dass wir uns wiedersehen würden?

Sechs Monate später nahm sie mit meinen Eltern Kontakt auf, damit sie ihr eine Referenz für den Gloucestershire Sozialdienst schreiben, weil sie ein weiteres kleines Mädchen namens Sarah in Pflege nehmen und später adoptieren wollte.

Als ich zurück im Bungalow war, beschlossen meine Eltern und Nan, dass sie mehr Platz brauchten. Immerhin waren wir eine Familie, auch wenn Mum und Dad nie geheiratet hatten. Sie bewarben sich bei der Gemeinde um ein größeres Haus, und als ich ungefähr zweieinhalb war, zogen wir in eine Doppelhaushälfte mit drei Schlafzimmern in einer ruhigen, mit Bäumen bestandenen Straße in Cheltenham um. Es war ein für sozialen Wohnungsbau typisches Haus mit der Eingangstür an der Seite und einem kümmerlichen Garten auf der Rückseite.

Meine erste Erinnerung, die ich mit diesem Haus verbinde, ist die Party zu meinem dritten Geburtstag. Das Thema waren Clowns, das Esszimmer war mit Ballons

und Clownsgesichtern geschmückt. Ich weiß noch ganz genau, wie ich mich an der Kante des dunklen Mahagonitischs festklammerte und voller Erstaunen meinen tollen Clownskuchen betrachtete.

Unser Wohnzimmer lag zur Straße hin, in einer Ecke stand ein kleiner Fernseher. Ich saß davor auf dem Fußboden, sah mir *Sesamstraße* und *Fingermouse* an und war völlig begeistert von diesen Fantasiewelten, die so echt wirkten. Ich liebte die Lieder und diese überlebensgroßen Figuren, die ich mir stundenlang ansehen konnte. Meine Mum lag oder saß auf dem Sofa an der Wand hinter mir, daneben führte eine zweiflügelige Tür nach nebenan ins Esszimmer, das wir kaum einmal benutzten. Zwei Sessel hatten meine Eltern auch noch ins Wohnzimmer gequetscht – einen näher an der Tür, in dem mein Dad saß, der andere näher am Fenster. Dort saß ich oft.

Im Flur, der von der Haustür an der Treppe vorbei bis zur Küche verlief, stand ein ziemlich abgewetztes grünes Sofa. Ich glaube, das sollte eigentlich weg, aber für niemanden hatte sich eine passende Gelegenheit ergeben, um es nach draußen zu schaffen. Es blockierte außerdem den Zugang zur Treppe, weshalb ich immer über das Hindernis gehoben werden musste, als ich noch klein war. Einmal hatten sich Mäuse im Sofa eingenistet, und nachts konnte man im Treppenhaus hören, wie sie das Sofa anknabberten. Ich fand das ziemlich unheimlich. Nachts lag ich wach und lauschte, während mir alle möglichen seltsamen Bilder durch den Kopf geisterten. Es war wirklich gruselig zu wissen, dass ein kleines Tier unten am Fuß der Treppe das Sofa von innen auffraß.

Unten an der Treppe hing ein Bild an der Wand, das eine Küste zeigte und einen braunen Rahmen hatte. Es war eines der wenigen Bilder im Haus. Manchmal saß ich auf der Treppe oder ich spielte auf dem Sofa, und dabei sah ich mir das Bild an.

Das Sofa im Flur blockierte die vordere Haustür, weshalb wir die nie benutzen konnten. Stattdessen mussten wir den schmalen Durchgang neben dem Haus benutzen, der mit einem gewellten Plastikdach versehen war, und dann von hinten hineingehen. Für mich war es einfach ganz normal, dass wir immer bis nach hinten und von dort durch die Küche ins Haus gingen.

Aus dieser ersten Zeit in unserem neuen Zuhause sind mir einige Dinge im Gedächtnis geblieben. Ich weiß, dass mein Vater mich hochhob und in die Luft hielt, dann bewegte er sich mit mir hin und her und nannte mich sein »kleines Flugzeug«. Ich war völlig begeistert und kicherte wie verrückt, wenn er das mit mir machte. Er war damals sehr verspielt, und solche Augenblicke waren einfach toll. Ich konnte spüren, dass er mich liebte. Meine Mum liebte mich genauso, auch wenn sie das nicht immer so sehr zeigte. Manchmal las Dad mir Gutenachtgeschichten vor, durch die er die Bücher für mich zum Leben erweckte. Aber wenn er mich dann zugedeckt hatte und wieder nach unten gegangen war, musste ich oft feststellen, dass ich noch gar nicht müde war. Ich kletterte dann aus dem Bett, tat so, als wäre ich eine Katze, ein Hund oder ein Fuchs, und dann lief ich auf allen Vieren durch die Dunkelheit. Nachdem Dad ein paar Mal nach oben gekommen war, um mich wieder ins Bett zu legen, wurde er irgendwann

wütend und brüllte mich an: »Du legst dich jetzt wieder ins Bett und bleibst liegen.« Aber es dauerte nie lange, und ich war wieder miauend im Zimmer unterwegs, wo ich so tat, als würde ich an Blumen schnuppern oder Schmetterlingen nachjagen. So wie immer ging dann meine Fantasie mit mir durch.

Ich kann mich auch vage an einen Tag erinnern, als meine Mum in der Küche und Spaghetti Bolognese oder etwas in der Art kochte. Die Soße hatte sie im Glas gekauft. Ich rührte irgendwas um, und Dad gab mir ein Stück Chilischote, um meine Reaktion zu sehen. Ich weiß noch ganz genau, wie unerträglich mein ganzer Mund brannte und wie Dad mich packte und mit mir ins Badezimmer lief, um das Brennen mit kaltem Wasser zu kühlen.

Ich sehe immer noch Mum vor mir, wie sie im riesigen Garten die Wäsche aufhängt. Irgendwann war das mal ein gepflegter Garten gewesen, der immer mehr verwilderte und für mich zum perfekten Ort wurde, den ich erkunden und in dem ich meine imaginären Spiele veranstalten konnte. Ich konnte mich an den kleinsten Dingen erfreuen, ob ich nun einem Schmetterling hinterherlief, mit einer Katze redete oder die Nachbarstochter Penny dabei beobachtete, wie sie mit ihrem Chihuahua spielte. Ich hielt den für ein lustiges kleines Ding.

Meine Eltern gingen mit mir in den Pitville Park in Cheltenham, was mir immer sehr gefiel, weil es da Kaninchen, Pfauen und Fasanen gab. Wir verfütterten Brot an die Vögel und die Enten, und Dad pflückte Klee für die Kaninchen. Ich mochte die Kaninchen mit ihren zuckenden Nasen, und vom Gefieder der Pfauen war ich völlig

hingerissen. Ich glaubte meinem Vater jedes Wort, als er mir erzählte, dass das kein Muster auf den Federn war, sondern echte Augen. Was ich gar nicht mochte, war das Krächzen der Papageien, weshalb Dad immer ganz schnell mit mir an den Käfigen vorbeilief und mich zu den Schaukeln und zum Karussell brachte. Ich schaukelte auf einem bunten Holzpferd hin und her, das durch eine riesige Spirale im Boden verankert war, während Dad einen Kinderreim aufsagte.

Ich kann mich auch noch sehr lebhaft daran erinnern, wie Mum im Park Rosen pflückte, um die Blütenblätter später zu Hause zu trocknen. Ich höre immer noch ihren Gesang, wenn sie sich bückte, um eine Blüte zu pflücken. Daheim zerlegte sie sie dann sorgfältig, ließ sie auf einem Stück Zeitungspapier im Wäschetrockenschrank und vermischte sie schließlich mit ätherischen Ölen zu einem Potpourri. Mum mochte solche Dinge, und ihr gefielen kreative Beschäftigungen wie Sticken und Collagearbeiten. In der Küche gab es Berge von Zeitschriften über Handarbeiten aller Art, die alle in große schwarze Plastikbeutel verpackt waren. Mum blätterte mit Begeisterung in diesen Heften. Ich verbrachte Stunden damit, mir Artikel darüber anzusehen, wie man etwas zeichnete, weil mich das alles faszinierte.

Bei uns zu Hause war es eigentlich grundsätzlich unordentlich, aber von Zeit zu Zeit misteten meine Eltern im großen Stil aus. Dann versuchten sie, alles schön und gemütlich zu gestalten, was vor allem zu Weihnachten der Fall war. Gleich danach verfielen sie aber wieder in den alten Trott, und innerhalb kürzester Zeit herrschte wieder das gewohnte Durcheinander.

Es fiel Mum und Dad wirklich schwer, das Haus in Schuss zu halten und gleichzeitig auf mich aufzupassen. Alles wurde nur noch schlimmer, als mein kleiner Bruder Thomas zur Welt kam. Ich war ungefähr dreieinhalb, als er geboren wurde. Ich weiß noch, wie Dad mich im Buggy ins Krankenhaus fuhr, um Mum und meinen Bruder zu sehen. Ich sehe immer noch ganz genau vor mir, wie Nan und Dad bei Mum am Bett sitzen und abwechselnd das Baby halten. Ich war ganz aufgeregt, als ich endlich an der Reihe war. In seinem kleinen blauen Strampler war er so winzig und so perfekt und so zerknautscht. Aber ich muss auch zugeben, dass ich enttäuscht war, weil ich mir aus irgendeinem Grund in den Kopf gesetzt hatte, dass ich eine kleine Schwester bekommen würde.

Der schlechte Gesundheitszustand meiner Mum war mit ein Grund dafür, dass es bei uns zu Hause manchmal chaotisch zuging. Schuld daran hatte aber auch die Tatsache, dass meine Eltern als Teenager mit Drogen experimentiert hatten. Sie wussten, sie hatten damit ein Problem, und sie waren mutig genug, sich helfen zu lassen, als ich noch sehr jung war. Jeden Tag gingen sie in ein Drogen-Rehazentrum, und oft nahmen sie dabei mich und später auch meinen Bruder mit. Es gelang ihnen, das Ganze für uns zu einem fröhlichen Ausflug zu machen, indem wir dort in der Kantine eine heiße Mahlzeit bekamen und auf dem Heimweg einen Abstecher in den Park machten.

Wenn ich ehrlich sein soll, muss ich sagen, dass ich ziemlich schnell das Interesse an meinem kleinen Bruder verlor und ich mich wieder in erster Linie auf mein Spielzeug konzentrierte. Wenn ich ehrlich sein soll, war ich wohl vor

allem eifersüchtig auf ihn und wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Ich war einfach nicht richtig darauf vorbereitet worden, und vermutlich kam es mir so vor, dass ich mit einem Mal nicht mehr die alleinige Aufmerksamkeit meiner Eltern hatte.

Ich bin mir nicht sicher, wie gut meine Eltern mit diesem überraschenden und sehr anspruchsvollen Neuzugang tatsächlich zurechtkamen. Thomas schien immer nur zu weinen, und ich weiß noch, wie ich eines Tages in sein Zimmer ging und versuchte, ihm wehzutun, indem ich ihm mit einer abgerundeten Nagelschere unter dem Nippel ins Fleisch schnitt. Die Stelle begann zwar nicht zu bluten, doch man konnte den Abdruck der beiden Klingen deutlich erkennen. Er muss da noch ein ganz kleines Baby gewesen sein, und er hatte wirklich unablässig geschrien. Ich bin nicht stolz darauf, dass ich das getan habe, und ich fühle mich auch wirklich elend, aber ich glaube, in dem Moment muss ich richtig verzweifelt gewesen sein.

Ich zog mich mehr und mehr zurück, ich spielte immer häufiger allein. Ich verbrachte viel Zeit in meinem Zimmer oder im Garten, und in meinem Kopf entstanden Geschichten, Figuren und Lieder. Dank meiner blühenden Fantasie konnte ich stundenlang allein sein und mich mit mir selbst beschäftigen. Dann spielte ich mit den Holzläusen, die in dem verrotteten Fensterrahmen lebten, und unterhielt mich mit ihnen, als wären sie meine Freunde.

Eine Zeit lang hatten wir eine Katze namens Smeagol (benannt nach der Figur aus *Herr der Ringe*), von der ich völlig begeistert war. Ich war ganz aufgeregt, als sie auf einmal Junge hatte. Aber dann kam eine Lady zu uns, nahm

sie mit und erklärte mir, sie würden jetzt in ein besseres Zuhause kommen. Und dann kam noch jemand vorbei, der uns Smeagol wegnahm und sagte, sie sollte anderswo besser untergebracht sein als bei uns. Ich war so außer mir, doch meine Eltern meinten nur: »Ach, die nette Lady hat sie in ein besseres Zuhause gebracht.« Damit war das Thema dann für sie erledigt.

Als ich ungefähr vier war, geschah etwas, was mich völlig fertigmachte und was ich zu der Zeit überhaupt nicht verstehen konnte. Darüber regte ich mich sogar noch mehr auf als über die Geburt meines kleinen Bruders: Eines Morgens sah ich, dass Nan Kartons und Taschen in ihr gelbes Cabrio packte. Als ich sie fragte, was sie da macht, bekam ich von ihr keine richtige Antwort. Dann drückte sie mich kurz an sich und sagte: »Sei ein braves Mädchen und pass für mich auf deinen kleinen Bruder auf.«

»Nan, wohin gehst du?«

Aber sie wollte es mir noch immer nicht sagen. Ich stand da und konnte nur tatenlos zusehen, wie Nan in ihren Wagen einstieg und wegfuhr.

Nan war ausgezogen. Einfach so.

Ich hatte keine Ahnung, was vorgefallen war, dass sie an einem Samstagmorgen Hals über Kopf bei uns hatte ausziehen müssen. Ich weiß noch, wie ich voller Verzweiflung nach oben zu ihrem Schlafzimmer rannte, die Tür aufriß und feststellen musste, dass all ihre Sachen weg waren. Dort, wo Nan bei uns im Haus gelebt hatte, gab es jetzt nur noch ein leeres Zimmer.